

Ein ganz gewöhnlicher Jude: über die Unmöglichkeit des Selbstverständlichen

Die Anfrage, zu diesem festlichen Anlass ein paar Worte zu sagen, war zwar schmeichelhaft, aber sie hat mich nicht ereilt, weil ich eine besondere Beziehung zum Zentrum für jüdische Studien hätte – auch wenn meine Tochter ein paar Jahre lang an diesem Institut tätig war. Das wichtigste Motiv für die Einladung war auch nicht – auch wenn ich mir das gern einreden würde –, dass Alfred Bodenheimer besonders kluge und passende Worte von mir erwartet. Nein, der entscheidende Grund, dafür, dass ich für diese Aufgabe ausgesucht wurde, ist ein ganz anderer, viel offensichtlicher: Die Tatsache, dass ich Jude bin.

Womit wir schon beim Thema wären.

Im Allgemeinen haben akademische Studien und die Schriftstellerei sehr wenig Gemeinsames. (Außer der Tatsache natürlich, dass beide schlecht bezahlt werden, aber das ist heute nicht unser Thema.) In der akademischen Welt geht es um zuverlässige Daten, exakte Messungen und überprüfbare Resultate. Wir Bücherschreiber funktionieren anders. Wir haben keinerlei Hemmungen, für eine gute Geschichte auch wohlbekannte Tatsachen zu verdrehen, Story ist uns allemal wichtiger als History.

In meiner Studienzeit, die nun auch schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegt, gab es ein Schlagwort, von dem es sich empfahl, es als Nachweis seines fortschrittlichen Bewusstseins in jede Seminararbeit einzubauen: «die normative Kraft des Faktischen». Beim Verfassen eines Romans hingegen regiert die normative Kraft der Fantasie. Während ein Wissenschaftler immer auf der Suche nach der Wahrheit sein sollte, wird an den Schriftsteller ein ganz anderer Anspruch gestellt: den Leser mit seinen Lügen nicht zu langweilen.

Und doch besteht zwischen einem Universitätsinstitut und einem Schriftsteller eine Gemeinsamkeit – zumindest, wenn es sich um *dieses* Institut und *diesen* Schriftsteller handelt. Beide schaffen es nie wirklich, ganz gewöhnliche Vertreter ihrer Art zu sein, so gern sie das auch wären, und wie sehr sie sich auch darum bemühen. Und bei beiden hat diese ungesuchte Sonderrolle denselben Grund: das Adjektiv «jüdisch».

Ich bin mir klar darüber, dass diese Behauptung auf Widerspruch stoßen wird – schließlich befinden wir uns in der aufgeklärten, modernen Schweiz. Oder wie ich es einmal zu hören bekam, als ich eine ähnliche Behauptung in einer Podiumsdiskussion aufstellte: Erstens habe man keinerlei Vorurteile gegenüber Juden, und zweitens sei das mal wieder diese typisch jüdische Überempfindlichkeit.

Ich bin kein Wissenschaftler und kann meine These nicht auf korrekt akademische Weise belegen. Lassen Sie mich den Beweis deshalb auf Schriftsteller-Art versuchen, nämlich mit Anekdoten aus dem eigenen Erleben. Ich bin sicher, die Vertreter des Zentrums für jüdische Studien könnten – mutatis mutandis – ebenso viele Beispiele aus ihrer Erfahrung anführen.

«Ein ganz gewöhnlicher Jude» war der Titel eines Films, für den ich einmal das Drehbuch schrieb. Es ging darin um genau das Thema, zu dem ich hier ein paar Anmerkungen machen möchte: Um die Unmöglichkeit, nichts Besonderes zu sein, wenn man Jude ist. Der Film spielt in Deutschland, und die einzige Figur in diesem Ein-Personen-Film ist ein jüdischer Journalist, der von einem Lehrer in seine Schulklasse eingeladen wird, weil man im Lehrplan bei den Juden angekommen ist, und die Schüler deshalb so ein seltenes Exemplar auch einmal zu Gesicht bekommen sollen. In einem langen Monolog versucht der Journalist einen Absagebrief zu formulieren, weil er nicht das letzte noch nicht ausgestorbene Breitmaulnashorn sein möchte, sondern eben das, was man in Deutschland nicht sein kann: Ein ganz gewöhnlicher Jude.

In der Schweiz ist das ein bisschen einfacher. Manchmal hat man sogar beinahe das Gefühl, man habe es geschafft.

Anhand der Entstehungsgeschichte dieses Films lässt sich meine These von der Unmöglichkeit des Selbstverständlichen gut exemplifizieren. Es fing schon bei der Besetzung an.

Da der Film nur einen einzigen Darsteller hatte, war die Frage, wer diese zentrale Rolle verkörpern sollte, besonders wichtig. Bei jedem anderen Filmprojekt hätte man sich überlegt: «Welcher Darsteller ist von seinen darstellerischen Fähigkeiten her am geeignetsten für den Part?» und hätte dann versucht, diesen Schauspieler unter Vertrag zu nehmen. Das wäre das Selbstverständliche gewesen, das sich in diesem Fall als das Unmögliche erwies.

Bei diesem Film wurde zuerst einmal eine ganz andere Debatte geführt, und zwar eine, die immer absurdere Formen annahm, weil die eigentlichen Argumente aus politischer Korrektheit nie konkret formuliert werden durften. Der zuständige Redakteur wollte nämlich unbedingt einen Darsteller haben, dem man den Juden auf den ersten Blick ansah, durfte das aber nicht so direkt sagen, weil man ihm sonst hätte vorwerfen können, er habe – zumindest was das Äusserliche anbelangte – antijüdische Vorurteile. Und ein moderner deutscher Redakteur hat natürlich überhaupt keine Vorurteile, was er auch immer wieder betonte. Er war deshalb gezwungen, wenn Sie mir das Wortspiel gestatten, ständig um den koscheren Brei herumzureden.

Das ganze erinnerte an den klassischen jüdischen Witz von der Frau, die ihrem Gegenüber im Zug die Frage stellt: «Sind Sie Jude?» – «Nein», sagt der Mann. «Sind Sie wirklich kein Jude?» – «Nein.» – «Sind Sie ganz sicher, dass Sie kein Jude sind.» Der Mann will seine Ruhe haben und sagt deshalb: «Also gut, wenn Sie unbedingt wollen: Ich bin Jude.» – «Komisch», sagt die Frau. «Sie sehen überhaupt nicht jüdisch aus.»

Es ist schwer, sich in einer Diskussion durchzusetzen, wenn man die eigenen Argumente nicht aussprechen darf, und die Besetzungsentscheidung erfolgte schließlich in einer Richtung, die dem Redakteur nicht wirklich behagte, weshalb er sie hinterher in Interviews umso wortreicher verteidigte. Heute, wo «kulturelle Aneignung» zu einem überall einsetzbar Schlagwort geworden ist, wo Schwarze nur noch von Schwarzen und Schwule nur noch von Schwulen gespielt werden sollen, wäre die Besetzung, für die wir uns schliesslich entschieden, vermutlich völlig undenkbar.

Der «ganz gewöhnliche Jude» des Films wurde von Ben Becker verkörpert, der nicht nur kein Jude war, sondern in seiner Äusserlichkeit eher an einen germanischen Recken erinnerte. Der Regisseur – und ich habe ihn dabei gern unterstützt – wollte durch diese scheinbare Fehlbesetzung zeigen, dass Vorurteile das Bild eines Menschen stärker bestimmen als alle seine Eigenschaften.

Der Einwand «Aber er sieht ja gar nicht jüdisch aus» wird auch manchem Filmkritiker durch den Kopf gegangen sein, aber kein einziger erwähnte ihn in seiner Besprechung. Er hätte sich sonst dem Vorwurf ausgesetzt, Vorurteile zu haben, und Vorurteile wollten sie alle, genau wie unser Redakteur, auf gar keinen Fall haben.

Wenn es um jüdische Themen geht, darf man sich – zumindest in Deutschland – in keiner Weise negativ äussern. Ich habe für diesen Mechanismus den Begriff «Philosemitische Beisshemmung» erfunden.

Mit diesem Neologismus hatte ich ein paar Jahre später übrigens ein lustiges Erlebnis, das ich hier gern erzähle, weil es irgendwie auch zu meinem heutigen Thema gehört. Als ich einmal in englischer Sprache über dieses Thema reden musste, übersetzte ich den Begriff «Beisshemmung» mit dem Wort «lockjaw». Der Drucker, der den Programmzettel für die Veranstaltung herstellte, hielt das für einen Tippfehler und änderte die Formulierung freihändig ab. Mein Referat dann unter diesem veränderten Titel angekündigt wurde: «Charles Lewinsky about Philosemitic Lockjew».

Übrigens: Der Vorwurf, der Hauptdarsteller sehe falsch aus und man hätte die Rolle gefälligst mit einem Juden besetzen sollen, wurde uns dann doch gemacht – allerdings nur in der jüdischen Presse. Dort existiert diese Beisshemmung natürlich nicht.

Noch ein kleiner Nachtrag zu dieser ungewöhnlichen Art einer ganz gewöhnlichen Rollenbesetzung: Bei der Pressekonferenz nach der Filmpremiere war die erste Frage, die ein Journalist stellte, nicht die Selbstverständliche, die in etwas gelautet hätte: «Herr Becker, wie war es für Sie, in einem Film der einzige Darsteller zu sein?» Aber die erste Frage war dann eine ganz andere: «Herr Becker, wie war es für Sie, einen Juden zu spielen?»

Da Ben Becker nicht an einem Mangel an Selbstbewusstsein leidet, und vielleicht auch, weil er an diesem Tag ziemlich verladen war, lautete seine Antwort: «Also ich fand mich affengeil.»

Und noch ein Nachtrag, diesmal der mehr schicksalshaften Art: Kurz nach Abschluss der Dreharbeiten erfuhr Ben Becker etwas, das er bis dahin nicht gewusst hatte: Seine Mutter war Jüdin gewesen. Womit er nach dem halachischen Gesetz tatsächlich ein ganz gewöhnlicher Jude war.

Der Film wurde also gedreht, geschnitten und vertont, und es kam der Tag, der von allen Filmemachern ebenso ersehnt wie gefürchtet wird: Die offizielle Abnahme durch den Auftraggeber, in diesem Fall durch den Norddeutschen Rundfunk. An diesem Tag erlebte ich exemplarisch, wie sehr das Zauber- oder Fluchwort des «jüdischen» sogar selbstverständliche und seit ewiger Zeit eingespielte Vorgänge verändern kann.

So eine Abnahme ist ein Ritual, das für gewöhnlich nach dem immer gleichen Schema abläuft: Der Film wird vorgeführt, wobei alle Anwesenden erst einmal ein Pokerface aufsetzen, denn ein öffentlich-rechtlicher Redakteur hat auch zu den eigenen Produkten keine Meinung, bevor er nicht die seines Vorgesetzten kennt. Sobald die Schlusstitel gelaufen sind, schauen deshalb alle Mitarbeiter fragend auf den ranghöchsten Anwesenden, um von ihm zu erfahren, wie ihnen der Film gefallen hat.

(Es wäre sicher interessant, hier die Frage zu stellen, ob es in der akademischen Welt ähnliche Mechanismen gibt. Aber das überlasse ich gern Berufeneren.)

Der ranghöchste Entscheider hebt oder senkt dann den Daumen und macht drei inhaltliche Anmerkungen zum gerade gesehenen Film. Es sind seltsamerweise immer drei, und ich habe nie herausfinden können, warum das so ist. Ich vermute, die Zahl wird in einem Handbuch der Personalführung empfohlen. Zumindest habe ich nie einen anderen Ablauf einer Abnahme erlebt.

Ausser an diesem Tag in Hamburg, an dem sich die philosemitische Beißhemmung in besonders extremer Weise manifestierte.

Der ranghöchste Anwesende war in diesem Fall der Intendant des Senders, aber als alle erwartungsvoll zu ihm schauten, gab er nicht etwa, wie es dem Ritual entsprochen hätte, sein Urteil ab, sondern wandte sich an mich und wollte wissen: «Wie sind Sie mit dem Film zufrieden, Herr Lewinsky?»

Da ich schon an vielen solchen Abnahmen teilgenommen hatte, wusste ich, dass bei solchen Veranstaltungen niemand weniger zu sagen hat als der Drehbuchautor und war völlig überrascht – bis ich realisierte, dass ich ja der einzige Jude im Vorführraum war, und meine Meinung deshalb einmal ausnahmsweise wichtig. Die philo-semitische Beißhemmung hatte das Omegatierchen für einmal zum Alphetier gemacht. Ich sagte also, mir habe der Film gefallen – und damit war die Diskussion auch schon zu Ende.

Nur in einem Punkt zeigte sich die Unmöglichkeit des Selbstverständlichen dann doch noch, nämlich als es um den Titel des Films ging. Musste er wirklich «Ein ganz gewöhnlicher Jude» heißen? Oder konnte das Wort «Jude» vielleicht doch eine negative Auswirkung auf die Einschaltquote haben? Nicht dass Jude in irgendeiner Form etwas Negatives wäre, natürlich nicht, Herr Lewinsky, aber die Zuschauer ... Manchmal reagierten die sehr seltsam. Könnte man den Titel nicht ändern? Vielleicht zu «Ein ganz gewöhnlicher Deutscher»? Ich sagte nein, das könne man nicht.

Und weil ich in diesem Kreis ganz ohne mein Zutun zum offiziellen Sprecher des deutschen Judentums geworden war, kann ich jetzt damit prahlen, dass ich mich einmal im Leben gegen den Chef eines deutschen Fernsehsenders durchgesetzt habe.

Wenn wir schon vom Fernsehen reden: Gestatten Sie mir eine kleine Klammerbemerkung. In vielen Sendungen hat es sich eingebürgert, aus übertriebener politischer Korrektheit nicht mehr das Wort «Jude» zu verwenden, sondern lieber zu Umschreibungen wie «Sohn jüdischer Eltern» Zuflucht zu nehmen.

Ich bin jedes Mal irritiert, wenn ich diese Floskel höre, denn ich kenne nur gerade zwei Persönlichkeiten, bei denen dieser Euphemismus angebracht wäre: Der verstorbene französische Kardinal Lustiger und Jesus Christus.

Zurück zu «Ein ganz gewöhnlicher Jude». Die Kritiken zu dem Film waren gut. Oder sagen wir: sie waren freundlich. Nun neige ich, wie wohl jeder Schriftsteller, durchaus dazu, an das eigene Genie zu glauben, aber ich konnte mich des Verdachts nie erwehren, dass die positiven Reaktionen mehr mit dem Thema des Films zu tun hatten als mit dessen Umsetzung. Es schien mir auch da wieder die Beißhemmung am Werk zu sein, die die Kritiker daran hinderte, negativ über den Film zu denken oder zumindest solche negativen Gedanken auch zu Papier zu bringen.

Ein Film über jüdische Probleme, vor allem wenn er auch noch von einem Juden geschrieben wurde, kann in einer deutschen Zeitung nicht verrissen werden – auch wenn sich der Kritiker während der Vorführung tödlich gelangweilt haben sollte.

Nur der Kritiker des «Spiegel» wurde von dieser Hemmung nicht befallen. Er verriss den Film nach Strich und Faden, wobei er ihm vor allem vorwarf, die Hauptfigur kränkle an übermässiger Denkwut und bestätige damit Klischeevorstellungen über den typischen Juden. Wenn Sie sich jetzt fragen sollten, warum gerade dieser Journalist immun gegen die philosemitische Beisshemmung war, so ist die Antwort ganz einfach: Henryk Broder ist selber Jude.

Nun könnte man natürlich die Meinung vertreten, alle diese Beispiele seien nicht beweiskräftig, da sie ja aus der Welt des Filmes stammten, und in dieser Branche seien alle Menschen ein bisschen verrückt. Wechseln wir also vom Film zum Theater – womit ich nicht gesagt haben möchte, Theaterleute seien weniger meschugge.

Unter dem Titel «Freunde, das Leben ist lebenswert» schrieb ich einmal ein Stück über den Autor Fritz Löhner-Beda. Da er heute, ausser unter Fachleuten, weitgehend vergessen ist, schnell ein paar Stichworte zu seinem Leben. Beda, wie er sich als Textdichter nannte, war in den zwanziger Jahren einer der erfolgreichsten Vertreter seines Faches, unter anderem als Librettist für Franz Lehár.

Viele seiner Schlager waren so erfolgreich, dass man sie heute oft für Volkslieder hält. Sein Erfolgsgeschichte endete abrupt mit dem Anschluss Österreichs an das dritte Reich. Er wurde mit dem sogenannten Prominententransport nach Buchenwald geschickt, wo er als letztes Werk die Hymne dieses Konzentrationslagers verfassen musste. Später wurde er in Auschwitz ermordet.

Um den Bogen dieses Lebens nachzuzeichnen, sind die ersten Szenen des Stückes so geschrieben, dass sie Löhner als witzigen, pointenreichen Lebemann zeigen. Mir schien das die selbstverständlichste Lösung zu sein – aber es erwies sich auch hier, dass das Selbstverständliche bei jüdischen Themen oft das Unmögliche ist.

Nach vielen Aufführungen fanden Diskussionen mit dem Publikum statt, und dort wurde mir regelmässig dieselbe vorwurfsvolle Frage gestellt: «Warum ist Ihre Hauptfigur in den ersten Szenen so zynisch und komisch?» Und wenn ich dann antwortete: «Weil er ein zynischer und komischer Mensch war», kam jedes Mal die Retourkutsche: «Das mag ja sein, aber er wurde doch ermordet!»

Zumindest für einen Teil des Publikums, das musste ich in diesen Diskussionen erfahren, war jeder Jude automatisch mit der Rolle des Opfers besetzt – und es wurde von ihm erwartet, sich gefälligst auch jederzeit als Opfer zu verhalten.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Diese Einwände kamen nicht etwa von antisemitischer Seite, sondern immer von Zuschauern, die es gut meinten. Ich erkläre mir diesen Mechanismus so: Wegen all dem, was ihre Eltern und Grosseltern ihren jüdischen Mitbürgern angetan hatten, fühlten sie sich schuldig, und aus diesem Schuldgefühl heraus hatten sie für sich das Bild des Juden als ewiges Mitleid verdienendes Opfer geschaffen, immer auf dem Weg zu seinem vorbestimmten Untergang und deshalb immer und ausnahmslos ein tragischer Held.

Bei diesen Diskussionen versuchte ich es jedes Mal mit demselben Gegenargument. «Diesen Menschen hat man alles weggenommen, sogar ihr Leben. Soll ich ihnen posthum auch noch ihren Humor wegnehmen?» Ich hatte damit keinen Erfolg. Ob auf der Bühne oder in den Seiten eines Buches – alle Juden, so das Weltbild der Gutmeinenden, haben gefälligst Opfer zu sein.

Auf das Weltbild der Schlechtmeinenden, wonach alle Juden Täter sind, will ich hier gar nicht ausführlicher eingehen. Ein Beispiel aus der Publikumsdiskussion nach einer Aufführung in Regensburg mag genügen. «Diese Juden sollen endlich aufhören, uns Vorwürfe zu machen», sagte eine ältere Dame aufgebracht. «Was sie heute in Israel treiben, ist viel schlimmer.» Da diskutiert man nicht weiter.

Eine interessante Feststellung in diesem Zusammenhang machte ich, als ich das Stück über Fritz Löhner einmal in Wien inszenierte. Auch dort wussten die Zuschauer – aus dem Programmheft, wenn vielleicht auch nicht aus dem Schulunterricht –, dass das Stück in der Nazizeit spielte, und dass es sich bei den Hauptfiguren um Juden handelte, von denen die meisten ihr Leben in einem KZ beenden würden. In Deutschland hatte es während der ersten komischen Szenen deshalb kaum jemand gewagt, auf eine Pointe mit Gelächter zu reagieren. In Wien war das anders: Die Zuschauer lachten herzlich über jede witzige Formulierung.

Aus den Gesprächen, die ich in der Pause mithörte, erfuhr ich auch den Grund für diese völlig andere Rezeption: die Grundhaltung war nicht dieselbe wie in Deutschland. In Österreich, so entnahm ich den belauschten Gesprächen, hatte man schon immer gewusst, dass Juden sehr witzige Leute waren, und hatte sie deshalb auch immer gern gehabt. Der Jude als Opfer war nicht Teil dieses Weltbildes, denn Österreich, so hatten sie sich das zurechtgelegt, war ja selber Opfer gewesen. Am Holocaust traf einen keine Schuld, und man kam deshalb auch gar nicht auf den Gedanken, den jüdischen Figuren automatisch einen moralisch vorbildlichen Charakter zuschreiben zu müssen.

Aus diesen beiden so völlig unterschiedlichen Erfahrungen habe ich den Schluss gezogen: Sobald man etwas mit jüdischer Thematik schreibt, wird die Rezeption immer von den vorgefassten Meinungen abhängen, die das Publikum – oder die Leserschaft – im Bezug auf den jüdischen Charakter oder die jüdische Geschichte mitbringt. Und auch hier sind die Unterschiede zwischen den Ländern gewaltig – je nachdem, wie Geschichte des jeweiligen Landes abgelaufen ist oder – genauer gesagt – wie sie erinnert wird.

Beim Roman «Melnitz» waren diese Unterschiede zum Teil extrem. In der Schweiz wurde das Buch als etwas Selbstverständliches rezipiert, als das Buch eines schweizerischen Autors zu einem schweizerischen Thema. Für mich war das eine sehr angenehme Erfahrung. Wenn das Buch positiv aufgenommen wurde, dann weil es den Lesern gefiel, nicht weil jeder von ihnen unter philosemitischer Beisshemmung litt.

In Deutschland war die Rezeption eine ganz andere. Nicht die literarische Qualität war den Kritikern wichtig, sondern die jüdische Thematik. Ich wurde sehr dafür gelobt, dass ich – ich zitiere – «mithelfe, die Erinnerung am Leben zu erhalten» oder – ich zitiere noch einmal – «aufzeige, wie es zum Holocaust hatte kommen können». Dabei war der Roman in der Schweiz angesiedelt, und seine Handlung endete im Jahr 1937.

In mehreren Kritiken wurde mir denn auch mangelndes Geschichtsbewusstsein vorgeworfen. Man könne doch keine jüdische Familiengeschichte schreiben, hieß es dann, in der der Holocaust nur am Rande vorkomme. In Deutschland, wo aus lauter Erinnerungskultur im Fernsehen nur Günther Jauch öfter vorkommt als Adolf Hitler, war das eine Unterlassungssünde. Und dabei hatte ich doch nur das unmögliche Selbstverständliche tun wollen: Einfach die Geschichte einer jüdischen Familie erzählen.

Am schlimmsten waren oft die Lesungen in Deutschland, weil sich meine Gesprächspartner immer wieder verpflichtet fühlten, mir mitzuteilen, wie sehr sie doch die Juden schätzten, und dass einige ihrer besten Freunde Kinder jüdischer Eltern seien. Als ich einmal einen solchen Präsentator bat, doch bitte mit diesem demonstrativen Philosemitismus aufzuhören, weil auch das eine Form von Ausgrenzung sei, meinte er ganz verlegen: «Sie müssen entschuldigen, Herr Lewinsky, aber wir kennen hier in Deutschland eben nicht so viele Juden». Worauf mir der böse Satz herausrutschte: «Sie meinen: lebendige.»

Ja, es ist schwer, ein ganz gewöhnlicher Jude zu sein. Mir geht es als Schreiber so, und ich vermute, den Mitarbeitern des Zentrums für jüdische Studien geht es nicht anders. Das Selbstverständliche erweist sich immer wieder als unmöglich.

Dabei spielt es keine Rolle, ob die Reaktionen, auf die man so gern verzichten würde, aus der philosemitischen oder aus der antisemitischen Ecke kommen. Wie ich es den Journalisten in «Ein ganz gewöhnlicher Jude» an einer Stelle haben sagen lassen: «Der Antisemit würgt, und der Philosemit umarmt. Bei beiden bleibt uns die Luft weg.»

Aber es hat natürlich auch seine Vorteile, mit dem Adjektiv «jüdisch» durchs Leben zu gehen. Man bekommt zum Beispiel die Möglichkeit, an einem Anlass wie diesem ein paar Gedanken zu formulieren. Und ich benutze diese Gelegenheit gern, um dem Zentrum für jüdische Studien auch für die nächsten fünfundzwanzig Jahre und darüber hinaus viel Erfolg zu wünschen.